

www.e-rara.ch

Schweizergabe zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend

Linder, Johannes

Basel, [1852?]

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE LIN J 1852a

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-10283>

[Kapitel XXXI bis XXXV.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

XXXI.

Reise nach Ostindien, im Herbst 1851.

(Auszug aus den Briefen der jetzigen Gattin eines Missionars an der
malabarischen Küste.)

Es war schon dunkel, als wir endlich den 4. September Abends in Besançon anlangten. Es wurde dort nicht nur nach Pässen und Namen gefragt, sondern auch, ob wir Schinken und Geflügel bei uns hätten. Die starke Festung ist, wie viele Städte Frankreichs, trotz alles Unraths, doch großartig; sie hat breite Straßen und hohe Häuser. Auch Châlons wäre eine schöne Stadt, wenn die Häuser nur nicht so grau und alt wären. Julius Cäsar soll ja dort schon sein Wesen getrieben haben.

Gegen Lyon hin werden die Ufer der Saone sehr reizend. In Lyon selbst bestiegen wir noch den 6. Abends den Berg, an welchen die Vorstadt Fourvières hingebaut ist, und sahen von dort die vielen schönen Brücken über die Rhone und Saone, die prachtvollen Gebäude und breiten Plätze, den Montblanc und die ganze Kette der Piemonteser und französischen Alpen. Beim Heimkehren sahen wir Brücken und Ufer mit Gaslampen zauberhaft beleuchtet.

Sontags den 7. verbrachten wir wohl eine Stunde in der Kathedrale. Aber recht traurig machte uns der Gottesdienst in derselben, der in Messelesen, Gesang und feierlichem Herumgehen der Geistlichkeit bestand; von einer Predigt war keine

Rede. Am meisten ergözte uns der reizende Gesang der Chorknaben. Später hörten wir in der deutschen Kapelle vor wenigen Zuhörern sehr herzlich und eindringend über das Gleichniß vom verlorenen Sohn reden. Der Abend war sehr schön; wir spazierten nach der Vorstadt Croix rousse, wo die meisten Seidenweber wohnen, und bewunderten auch von da her die Aussicht auf die Stadt.

Den 8. früh um 4 Uhr fanden wir auf dem 150 Schritte langen Dampfschiffe schon eine große Anzahl Menschen. Es war sehr kalt; deshalb waren die Plätze in der Kajüte schon alle besetzt. Der Andrang von Menschen hörte erst gegen 5 Uhr auf, und als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, so konnte Einem auf dem so großen und schwerbeladenen Schiffe recht bange werden. Als es vom Ufer losgelassen wurde und sich wendete, schien es mir beinahe so lang zu sein, als die Rhone breit ist. Auf dem Verdeck lagerten wir uns auf die großen Risten, wofelbst ich auch den ganzen Tag über mein Plätzchen behielt. Ich verließ es nur bisweilen, um in der Nähe der Dampfmaschine meine Füße zu wärmen.

Bei Valence fangen die Maulbeerbäume an; Hirsefelder und Wein Hügel sieht man auch viele. Die Vegetation ist überhaupt schon eine ganz andere, als in der Schweiz. Kahle Felsen und alte Schlösser sind hier in Menge zu sehen. In Avignon, wo wir Abends um 4 Uhr ausstiegen, war ein großes Gerühl von Menschen, da eben ein Volksfest gefeiert wurde. Weil unsere Gesellschaft zahlreich war, so hatten wir jedesmal einen Wagen voll Gepäck. Die braune Gesichtsfarbe der Menschen und ihre glänzend schwarzen Augen verriethen, daß wir im südlichen Europa seien. Wegen der ungeheuern Menge von Personen und Gepäck wurde es 7 Uhr, ehe der Eisenbahnzug nach Marseille abging. Wir schliefen meistens. Es ging durch zwei Tunnel, wovon einer so lang ist, daß man 5 Minuten braucht,

um durchzufahren. Erst um 11 Uhr Nachts kamen wir in Marseille an, und es wurde 2 Uhr bis ich zur Ruhe gelangte.

Den 9. Sept. besahen wir uns die Stadt und den Hafen; dieser war gedrängt voll von Schiffen aller Nationen. Die Papageien und Kolibris, die in Käfigen feilgeboten wurden, gefielen mir sehr gut. Die prächtigen Magazine zogen mich ebenfalls an. Obst- und Blumenhändlerinnen stehen auf den Straßen und Plätzen. An Melonen, Feigen, Mandeln und Pflirsichen sahen wir einen großen Ueberschuß. Eine Art Melone ist man ohne Zucker, die viel besser schmeckt, als die bei uns mit Zucker.

Wir fanden in Marseille zu unserer Freude Bekannte und Verwandte. Bald fuhren wir auf einem Rachen bis an den Eingang des Hafens, und besuchten unsere schöne, reinliche, äußerst elegante Medina. Nachmittags bestiegen wir den Berg, worauf die Nôtre Dame de la Garde steht, und sahen von dort den Untergang der Sonne in's Meer, und gegenüber den Aufgang des Mondes hinter den Gipfeln der wildromantisch aussehenden kahlen Berge.

Mittwochs den 10. Sept. Abends fuhren wir mit allem Gepäck, von den Unserigen auf's Freundlichste geleitet, auf das Schiff, und begaben uns bald zur Ruhe. Unsere Gesellschaft bestand von da an aus sieben Personen: Herrn Inspektor Josenhans, einem Neffen von ihm, vier Missionaren, worunter der ehemalige Bramine Herrmann Kaundanjah und mir. Um halb 1 Uhr früh fing das Boot an sich in Bewegung zu setzen. Des Morgens standen die andern vier Damen auf, wie gewöhnlich. Sie kamen von England und waren des Seefahrens gewohnt; ich aber mußte den ganzen Morgen liegen bleiben, und kam nur Nachmittags eine kurze Zeit auf das Verdeck. Aber am folgenden Tage ging es besser; das Wetter war auch so unaussprechlich herrlich, daß ich mich meiner Seereise freute wie ein Kind. Es war auch ein Beduine auf dem Schiff, mit seiner 14jährigen

Frau, einer Negerin, die ganz abscheulich gekleidet und geschmückt war; ferner zwei Landsleute unsers Herrmann, des Braminen, sowie ein katholischer Priester.

In der Nacht vom 11. auf den 12. kamen wir durch die Straße von Bonifacio; Freitags fuhren wir, doch in bedeutender Entfernung, an der Küste von Sardinien hin, und des folgenden Tages konnten wir die Städte und Thürme, Berge und Thäler von Sicilien unterscheiden.

Sonntags den 14. Sept. wurde uns durch Abfeuern einer Kanone angezeigt, daß wir die Insel Malta erreicht hatten. Der Lärm auf dem Schiffe nahm immer mehr zu; man mußte aufstehen. Alles schickte sich an, die Medina zu verlassen. Koffer und Kisten waren auf dem Verdeck aufgethürmt. Rings um das Schiff wimmelte es von grün und roth angestrichenen Nachen; die Schiffsleute luden unaufhörlich die Reisenden in ihrer komisch klingenden Malteser-Sprache ein, in ihr Boot zu steigen. Wir waren mit unserm vielen Gepäck unter den Letzten, die das Schiff verließen.

Die Morgensonne gab der Stadt Valette ein reizendes Aussehen, obschon das Ganze an sich kahl ist; denn alle Häuser haben flache Dächer und nirgends ist ein Baum zu sehen. An jedem Haus ist ein Erker am andern, welches mir gut gefiel. Das unaufhörliche Glockengeläute kündigte die bigott katholische Welt an. Wir fuhren mit allem Gepäck in den andern Hafen, wo das Dampfschiff *Merlin* lag, mit dem wir nach Alexandrien fahren sollten. Wir benutzten den Morgen, um Bekannte aufzusuchen; auch besahen wir das Zeughaus, eine gewaltige Rüstkammer, von deren Besichtigung freilich meine Brüder und Schwäger mehr gehabt haben würden, als ich. In dem Pallast des Gouverneurs, einst vom Großmeister des Malteser-ritterordens bewohnt, fiel mir nebst den Bildern der ehemaligen Großmeister besonders der prächtige Rathssaal auf, dessen Wände

durch gewirkte Handarbeiten geziert sind. Nachdem wir ein theures Frühstück verzehrt hatten, wanderten wir um 11 Uhr durch die heißen Straßen wieder dem Hafen zu. Wir ergözten uns an der seltsamen Tracht der Frauen; sie tragen eine schwarze Schürze über den Kopf, in der etwas Steifes angebracht ist, damit das Ganze einen Halt habe. Die Leute sind sehr zudringlich.

Der Kapitän des Merlin nahm uns mit großer Freundlichkeit auf. Ich war etwas müde, und saß nun so da, um das Meer in seiner Pracht anzustaunen. Die drei Tage auf dem mittelländischen Meer vergingen mir sehr schnell; wir begegneten französischen und englischen Schiffen. Bei unserm Kaundanjah lernte ich auch das kanarische Alphabet.

Schon am Donnerstag den 18. Sept., früh um 7 Uhr, waren wir im Hafen von Alexandrien. Mitten unter den drolligen Gebäuden erblickte ich die erste Palme. Mit Loben und Danken bestiegen wir eines der Boote, die von braunschwarzen Männern gerudert wurden. Am Ufer stand eine Unzahl von Menschen, Kameelen und Eseln; Alles schrie, lärmte und tobte. Wir nahmen einen Athener zum Führer, und ließen durch ihn der Menge erklären, wir wollten zu Fuße gehen. Er machte überall Bahn mit seinem Stöcke.

Welch ein Gewimmel in der Stadt! Ein Kameel am andern, ein Esel am andern, Männer darauf von allen Farben und Trachten. Hier ein Blinder, dort ein Einäugiger, hie und da eine Frau, der man nur die Augen sah, dort ein halbnaektes Kind, dann wieder ein nett gekleidetes europäisches Kind. Ein Kaufladen am andern mit Früchten, aber Alles lieblich, unreinlich. Die Frauen, die ich sehen konnte, sind häßlich, ja recht häßlich.

Nach 20 Minuten waren wir beim Bureau. Es that wohl, hier im Schatten zu ruhen, denn sandig und heiß ist's in Ale-

randrien. Ein Omnibus führte uns sogleich zum Kanal. Am Strande desselben konnten wir so recht in's egyptische Leben hineinschauen. Dort marschirte ein Regiment mit Trommelschlag auf; aber was für Soldaten! Ihre Uniform bestand aus Lumpen; die Beine waren nackt. Hier badeten Einige, dort wuschen Andere ihre Hemden. Nicht weit von uns lag ein Ochse am Boden mit gebundenen Füßen; ein nackter Mann schickte sich an, ihn zu schlachten. Zu einem andern Zweck lag ein Kameel auf dem Boden: es sollte bepakt werden. Eine ganze Reihe Männer ritt längs dem Ufer auf Eseln, die mit blechernen Risten bepakt waren. Und was trugen diese Esel? Es war die indische Briefpost.

Wir fuhren nun auf dem Kanal in einem Boote, das nur 5 Fuß breit war. Die Ufer sind mit Dörfern besäet, die aber eher Höhlen gleichen. Die Bewohner sind zum Theil ganz nackt. Nach Sonnenuntergang kamen wir an die Stelle, wo der Kanal sich in den Nil ausmündet, und bestiegen ein größeres Boot. Es war finstere Nacht, als ich in die Damenkabine gebracht wurde, wo sich aber nur Sophas und keine Betten fanden.

Der Nil ist hier sehr breit; die Ufer sind flach. Auf der einen Seite weideten Kühe, auf der andern standen einige Palmen. Cactus wachsen in großer Menge in den Gärten und Feldern. Die Sonne scheint hier viel heller als in der Heimath. Von den Mücken hat man in Egypten viel zu leiden. Wir wurden heute mit Trauben erfrischt; die Beeren waren so groß wie bei uns die Mirabellen. Nachmittags genossen wir aus der Ferne den Anblick der Pyramiden, und gelangten Abends nach Kairo. Frau Kruse empfing uns auf's Beste, und wir mußten bei ihr zu Mittag essen. Es war 5 Uhr. Sie hat ein lebenswürdiges Kind, Elisa, das englisch, deutsch und arabisch spricht.

Kairo ist viel schöner als Alexandrien; das Gewimmel ist das gleiche. Der Ueberblick über die Stadt von dem flachen

Dache auf Hrn. Kruse's Haus ist aber eben nicht schön. Das Ganze sieht graubraun und wüste aus; der oberste Raum der Häuser ist meist von halbzerfallenen Mauern eingeschlossen. Wenn nicht hie und da einige Minarets wie Finger gen Himmel zeigten, so wäre der Anblick sehr eintönig. Der Pallast des Pascha aber ist königlich anzusehen.

Um halb 9 Uhr bestiegen wir drei mit vier Pferden bespannte zweirädrige Karren, die auf uns warteten. Es war stockfinster. Das Gepäc war, auf Kameele geladen, schon fort. Unfre Fahrt durch die Wüste begann. Ein junger Reiter als Kondukteur galoppierte voran; hinter ihm sprang ein Dube mit einer komischen Fackel. Auf einer langen Stange war ein eisernes Gitter in Form eines Gefäßes angebracht, und in diesem brannten aufgestellte Holzstücke ganz frei. Die Kohlen und Funken belästigten bald die Pferde, auf die sie fielen, bald besäeten sie den Sand mit glühenden Sternen. Der Knabe verließ uns, sobald wir die offene Wüste erreicht hatten; ohne Etwas verlangt zu haben ging er freilich nicht fort.

Unser Wagen war ordentlich und reinlich. Wie wir aber zusammen gerüttelt, gestoßen, gehoben, geschoben und geschmissen wurden, auch beschmutzt mit Sand und Staub, davon ließe sich Vieles erzählen. Mir war nur bange, die Pferde fänden den Weg nicht in dem Sandmeer; doch ist er hie und da mit Steinhäufen bezeichnet. Einige Male blieben wir im tiefen Sand beinahe stecken; doch kamen wir jedesmal wieder auf harten Weg. Es sind sechszehn Stationen in der Wüste; jede Stunde kommt man zu einer andern; bei jeder vierten Station hält man sich zum Essen und Ruhen 1½ bis 2 Stunden auf.

Der 20. Septbr. fing an zu grauen, als wir die achte Station erreicht hatten. Ich schlief ein wenig. Als ich erwachte war ich einige Augenblicke in großer Angst, indem ich glaubte, man sei ohne mich fortgefahren. Doch ward ich bald zu meiner

Freude gewahr, daß alle Herren im Eßzimmer auf den Sophas längs der Wände noch ruhig schliefen. Ein dicker Nebel machte die Ansicht der Wüste noch schauerlicher; auf dem Boden war nichts zu sehen als schwarze Steine und Kameelgerippe. Als der Nebel vergangen war, brannte die Sonne glühend heiß. Nicht weit von Suez sahen wir einzelne Gazellen, deren Heimat die Wüste ist. Auch erblickten wir nun vor uns das rothe Meer; aber auch die bläuliche Wüste hinter uns sah einem Meere täuschend ähnlich. Schwer beladene Kameele trafen wir bei Tag und Nacht viele an. Einige trugen Wasserschlänche von Ziegenfellen.

Endlich um 3 Uhr erreichten wir Suez. Wir mußten aber bis zum folgenden Morgen um 9 Uhr warten, ehe die Kameele mit unserm Gepäck und die indische Briefpost mit den Eseln angelangt war.

Sonntags den 21. Sept. gegen Mittag bestiegen wir das Boot, welches uns zu dem großen Dampfschiff Akbar bringen sollte, das eine halbe Stunde von der Stadt lag. Wir waren im Ganzen zwölf Passagiere, darunter nur zwei Frauenzimmer. Die Wüstenfahrt hatte mich sehr aufgeregt; und ich konnte daher den Horeb und Sinai nicht mit Muße betrachten. Das Wasser, das man auf dem Schiff zu trinken bekommt, ist von Bombay; und in Suez trinkt man kein anderes als von Kairo oder Bombay.

Die Offiziere auf dem Schiff waren artige, christliche Männer. Jeden Abend wurden wir aufgefordert, deutsche Lieder zu singen. Auch wurden wir zu ihrer Abendandacht eingeladen. Es war wirklich respektabel, wie sie miteinander aus dem Herzen beteten. Es fragt sich noch, ob unsere Landsleute das auch thun würden?

In der Nacht auf den 27. Sept. hielten wir fünf Stunden still, weil sich der Kapitän nicht getraute, in der Finsterniß die

Straße Babel Mandel zu passiren. Und nun waren wir in dem indischen Djean.

Abends um 6 Uhr liefen wir in den Hafen von Aden ein, wo wir die Nacht über bleiben mußten, um Steinkohlen einzunehmen. Die Stadt liegt eine Stunde von dem Meer. An der Küste sind viele Landhäuser. Diese kahlen, schwarzen Felsen-
hügel würden wir freilich nicht zu unserm Landaufenthalte wählen. Doch die Leute haben keine andere Wahl, und die majestätische Aussicht auf die See muß ihnen Alles ersetzen. Wir stiegen in Aden aus, umgeben von einer Menge nur um die Lenden mit einem Tuch bekleideten Araber. Sie sind braun, aber wohlgebildeten, starken Bau's. Ihre prachtvollen weißen Zähne nehmen sich sehr gut aus. Ihre Haare sind schwarz gekräuselt; Einige färben sie roth, bei Andern haben sie schon von Natur diese Farbe. Auf der Verandah des orientalischen Hotels wurde es nach und nach kühler, und ich hatte die Freude doch wieder einmal auf dem festen Land zu schlafen, statt in der kleinen, heißen Kabine.

Den folgenden Morgen begann eine stürmische Fahrt; dazu war es indisch warm. Auch mit der Thierwelt gab es Unannehmlichkeiten. Ratten spazierten getrost des Nachts über meine Füße, und Wanzen fand ich im Hut und im Shawl. Die Matrosen waren Engländer; unten bei der Maschine waren Neger; zur Bedienung hatten wir Feueranbeter; einer der Ingenieure war ein Däne. So wurden wohl bei sieben Sprachen auf dem Schiff gesprochen.

Auffallend ist es, daß so viele Vögel auf dem Djean herum fliegen; es lassen sich oft ganze Schaaren badend im Meer nieder. Fliegende Fische, kleine und große, lassen sich auch sehen.

Unsere Reise war ausnehmend glücklich. Sonntags den 5. Oktober, Abends um 4 Uhr, liefen wir in den Hafen von

Bombay ein. Die Stadt liegt reizend, und das Land ist prachtvoll.

Mein väterlicher Begleiter war Willens gewesen, mit mir am 7. Okt. früh das Dampfschiff zu nehmen. Alles war abgeredet. Aber, o Jammer! Kaum waren wir fünf Minuten weit gefahren, so erfuhren wir, daß das Dampfboot schon um Mitternacht den Hafen von Bombay verlassen habe. Da standen wir und hatten natürlich keinen andern Rath, als mit dem Küstenschiff zu fahren. Solche unregelmäßige Abfahrten gehören zu der indischen Ordnung. Doch wurde uns das Fahrgehalt zurückgegeben. Unsere Gastwirths thaten übrigens alles Mögliche, um uns den Aufenthalt in Bombay angenehm zu machen.

Man kann in dieser Stadt von 600,000 Einwohnern beinahe Alles billig haben. Welch ein Reichthum, welche Kunst und Pracht findet sich in den Bazars, zumal im chinesischen! Die allerfeinsten Arbeiten von Gold und Silber, von Federn, Seide, Elfenbein und Holz! viel feiner als alle Schweizer Schnitzereien! Die prächtigsten Stickereien, die schönsten Gewebe von Seide und Gazeleinwand! Kurz, die Arbeit und der Kunstfleiß zeigt sich da unvergleichlich. Hauptsächlich ist mit der Kleidung dafür gesorgt, daß man nicht zu warm bekommt. Die Kleider sind so leicht, wie ein Hauch.

Das Fleisch ist hier sehr wohlfeil, weil ungeheuer viel Vieh da ist und die Eingebornen keines essen dürfen. Das Brod ist sehr gut, aber verhältnißmäßig theuer; die Gemüse, deren es unendlich viele gibt, nicht so sehr. Eine Orange kostet 4 fr.; Bananen aber kann man zu 1 fr. haben. Sie sehen aus wie kleine Gurken, haben aber ein festes, breiartiges, gelbweißes, schmackhaftes und nährendes Fleisch.

In der Stadt bin ich zu Fuß noch nie gewesen; denn es ist hier nicht schicklich, daß Frauenzimmer ausgehen. Eine ungeheure Menge Menschen, verschieden gekleidet, auch halb nackt,

treiben sich durch die Straßen. Alle gehen sehr gerade aufrecht; sie sind meist schön und stark. Der Kopf ist immer bedeckt, meist mit einem Turban; doch sind die Kopfbekleidungen je nach den Kasten sehr verschieden. Unser Kaundanjah trägt jetzt auch seinen Turban und seinen weißen Braminenrock wieder, welche Kleidung ihm zehnmal besser steht, als der deutsche Rock. Weiß ist die männliche Kleidung fast durchgängig; die Frauen hingegen, die man nur selten erblickt, sind mit einem rothen oder gelben langen und weiten Stück Zeug umhüllt, der meist von Seide, aber dann auch ihr Alles ist. Ganz geringe Frauen, z. B. Wasserträgerinnen, haben mehr Lumpen an sich, als Zeug; doch sind bei ihnen die Beine nackend, was mir sehr hässlich vorkommt. Alle Frauen tragen im rechten Nasenloch einen Ring, der manchmal so groß und schwer ist, daß er einer europäischen Dame als Armspange dienen könnte. Ueberhaupt steckt oft der ganze Reichthum dieser Leute in den silbernen Ringen, die auch von Kinder schon an Händen und Füßen getragen werden.

Die Wagen werden bald von Pferden, bald von Ochsen gezogen. Es sind meist Büffelochsen, mit einem Höcker auf dem Nacken und prächtigen, schön gebogenen Hörnern, die oft roth angestrichen werden. Dann sieht man auch Palankine, worin gewöhnlich drei Männer einen Engländer tragen. Hier sitzt eine Anzahl Schneider, die ihren weißen Perkale verarbeiten; dort ein Mann unter allerlei Früchten, ein zweiter unter den Waaren, ein dritter unter dem Gepäck. Ach, ich bin nicht im Stande, Alles zu beschreiben. Aber dieses Volk, das sich so leicht durch die Welt bringt, es weiß nichts von einem Heiland und Erlöser. Ist das nicht traurig? Und wenn ich denke, daß ich darf die Gattin eines Mannes werden, der an dem großen Werk der Befehrung dieser Menschen arbeitet; und ich auch in der Stille ein Samenkörnlein zu dem Werke austreuen soll, o welche beschämende Gnade!

Am 10. Oktober, Freitags, gingen wir auf unser Küstenschiff. Da mußte man sich allerhand Unannehmlichkeiten gefallen lassen, und auch die Seefrankheit stellte sich wieder in aller Form ein. Doch ging es ja Mangalore zu, und da ließ man sich gern Alles gefallen. Wir hatten auch so guten Wind, daß wir am Dienstag den 14. Vormittags schon den Leuchtturm dieser Stadt sahen, und um 6 Uhr Abends, als eben die Sonne in aller ihrer Pracht am indischen Horizont unterging, stand unser Schiff dem zwischen Kokosnußbäumen verborgen liegenden Ufer der Stadt gegenüber. Wir brauchten aber mehr als $\frac{3}{4}$ Stunden, bis unsere Bootsleute nicht weit vom Ufer hielten. Weil es Ebbezeit war, so wurden wir an's Ufer getragen. Es nahmen auch mich zwei nackte Männer, und stellten mich auf eine steinerne Treppe ab. Bald kam ein Missionar und seine Frau, und so fand die erste herzliche Begrüßung statt. Dieser hatte dem Ochsenknecht meines zukünftigen Vaters aufgetragen, seinem Herrn zu sagen: es sei wieder ein Schiff da. Dieser aber hatte es für Scherz gehalten und nicht ausgerichtet. Es ging daher lange, bis mein Bräutigam Nachricht von unserer Ankunft erhielt und wir im Namen des Herrn uns bewillkommen konnten. Nachdem dieses im Stillen geschehen war, gingen wir miteinander auf die Verandah und empfingen die Grüße und Segenswünsche von allen unsern lieben Bekannten. Auch in der Abendandacht wurde noch ganz besonders unserer Verlobung gedacht.

Aber wie wurde ich überrascht, daß ich, ohne es gewußt zu haben, meinem Bräutigam noch eine lebendige Hochzeitgabe von Freunden in Bombay in die Ehe brachte! Es war eine prachtvolle, glänzend schwarze Büffelmilch. Die Milch dieser Kuh ist wie Rahm. Ich hatte verstanden, unsere Freunde geben uns diese Milch nur mit, damit wir auf dem Schiff auch gute Milch hätten, und nun wurde mir erst klar gemacht, daß sie für unsere neue Haushaltung bestimmt sei. Ich ward ganz gerührt

über solches Geschenk, so daß mir die Thränen nicht ferne standen.

Sonntag den 12. Okt. sah ich zum ersten Mal die aus den Heiden gesammelte Gemeinde. Wir freuten uns alle gar sehr, diese Seelen zu sehen und zu begrüßen.

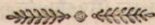
In den nächsten Tagen besuchten wir die hier wohnenden Engländer, die alle christliche Leute sind. Es kamen Schaaren von Bekannten zu unserm Brahminen Raundanjah; sie saßen stundenlang bei ihm und hörten ihm zu. Es kamen auch viele Frauen aus Neugierde ins Missionshaus, um mich zu sehen.

Am 30. Oktober war unser Hochzeitstag. Wir lasen des Morgens zusammen den 103. Psalm und beteten miteinander. Um 12 Uhr begann der Gottesdienst mit einem deutschen Gesang. Dann wurde von einem Missionar in der Tulusprache gebetet und aus dem kanarejischen Gesangbuch gesungen. Herr Inspektor hielt eine köstliche Trauungsrede, und nach württembergischer Art wurden wir kniend eingesegnet. Nach Beendigung des Gottesdiensts gingen wir zuerst in die Stille, dann wurden wir von unsern Freunden mit Segenswünschen überhäuft. Es war uns so wohl zu Muthe. Wir feierten ein fröhliches und heiliges Fest und fühlten, daß der Herr uns segnete. Noch nie war bei einem Fest die Missionsgemeinde so zahlreich gewesen. In unserer Wohnung hatten wir dann Abends 24 Personen zum Thee; wobei auch wieder gesungen und gebetet wurde. Unsere 200 Gemeinglieder wurden an diesem Tag auch mit Reis, Corry und Brot bewirthet.

Nun ging das gewöhnliche Leben an. Wir trinken zum Kaffe von unserer guten Milch; täglich machen wir indische schneeweiße Butter; die übrige Milch wird von einem Tag zum andern gestockt und kommt dann auf den Mittagstisch, schmeckt

aber viel besser als in Europa. Honig haben wir von den blauen Bergen geschenkt bekommen. Das Brot ist hier lustig und sehr schmackhaft.

Mein Wunsch ist, daß ich recht bald die Sprache erlernen möge, um die Heidenkinder und ihre Mütter um mich sammeln zu können.



XXXII.

Des Bettlers Schloß.

(Eine Volksfage; Uebersetzung von Reboul's Château du mendiant.)

Sieh' dort am öden Rain die alten Mauern,
In deren Klüften Ottern heimlich kauern,
Und Geier schwärmen über Dornen hin:
Es hat ein Kind, im sanften Ton der Klage,
Mir einst erzählt des Ortes grause Sage.
Nimm sie nun, mein Freund, mit ernstem Sinn.

Ein Burghogt hauste hier in alten Tagen,
Von dem kein Lazarus mit Fleh'n und Klagen
Jemals errungen hätt' ein Krümmchen Brot.
Kein Mönchlein war am Thor des Fluchs zu sehen,
Daß um den Seller hätte mögen flehen,
Zu trösten Andre in der Zeit der Noth.

Wenn Abends weithin durchs verwahrte Gitter
Die Fenster strahlten bunt, und beim Gewitter
Ein Armer keuchend sah das Licht so hell,
Und er dann nahte, Trost hier zu erlangen,
Ihn grüßt' kein Mensch; von Hunden nur empfangen
Scheucht' ihn vom Burghof gräßliches Gebell.

So kommt einst spät ein Bettler hergegangen,
Auf dessen Schultern weiße Locken prangen,
Wie Schnee den Montblanc decket bis zum Rand.
Der Stirne kahl, von Furchen tief durchtrieben,
Sahen manches Menschenalter eingeschrieben,
Wie dem Granit am fernen Nilesstrand.

„O Kastellan,“ hört man den Alten fliehen,
„Thut auf! Ich kann die Nacht nicht überstehen!
Es kracht der Wald von Eises Wucht und Drang.
Laut heult der Wind, sein Wüthen ist im Steigen;
Der See ist starr und seine Wogen schweigen;
Es schauert auch mein Leib, mir ist so bang!“

Doch donnernd läßt sich eine Stimme hören:
„Wer darf so spät des Hauses Frieden stören?
Bald tritt ein Knappe mit dem Hammer vor;
Gilst du nicht alsbald deines Weges wieder,
So nagelt er — du schnödes Raubgefieder! —
Dein rüdig Nas an dieses Schlosses Thor!“

„Ach Gott, verzeiht! Zwar kühn ist mein Verlangen,
Doch, eh' ich möcht' zur nächsten Stadt gelangen,
Würd' lebend ich im Schnee begraben sein.

Ich dürst' nicht mehr die lieben Meinen sehen. —
Um etwas Raum im Schafstall möcht' ich flehen,
Wo Hunde weilen!" — — „Solch Gefindel? Nein!"

Da frogt des Bettlers Haupt; er scheint zu glühen
Und Himmelszorn und Höllengluth zu sprühen.
„Du glaubst mich arm? — Auch ich bin ein Despot.
Du jagst mich fort, — und doch werd' hier ich rasten,
Und schrecklich wird mein Fluchwort auf dir lasten;
Mein ist die Welt; ich heiße Kreuz und Noth!"

Und wie die Gule grau zur Geisterstunde
Den Fittich dehnt, entfaltend böse Kunde,
So faßt der Greis sein zottiges Gewand;
Stampft eisensfest den Boden, daß er dröhnet.
Die Tiefe barst, herauf die Windsbrut stöhnet,
Umkreisend ihn mit Dunkel — er verschwand.

Bald stand der Hilz nun da mit leeren Händen,
Ein Wicht — als Zwerg — konnt' seine Tochter schänden,
Den Sohn streckt bald ein Zweikampf hin ins Grab.
Im Bauernkrieg, der größten aller Plagen,
Wird's Burgholk bis zum letzten Mann erschlagen,
Die Linde sinkt zur Kellergruft hinab.

Und nie betritt den Schloßhof, so verlassen,
Ein harter Edler, ohne zu erblassen.
Den Bannfluch tilgt der Zahn der Zeit nicht aus.
Kein Bicklein steht man hier zur Weide gehen,
Gespenster blutig glaubt der Hirt zu sehen.
Noch heißt der Ort: „des Bettlers Edelhaus!"



XXXIII.

Der Marquis von Montcalm

oder

der Untergang der französischen Herrschaft
in Nordamerika.

Der französische Philosoph und Dichter Chateaubriand spricht zum Schlusse seiner Reisebeschreibung durch Nordamerika mit einem schönen Patriotismus von dem traurigen Gefühl, welches sich seiner bemächtigte, so oft er die Karten entrollte und den ungeheuern Umfang der ehemaligen französischen Besitzungen in Nordamerika in's Auge faßte.

„Von Akabien und Kanada bis nach Louisiana,“ sagt er, „von der Mündung des Lorenzflusses bis zu der des Mississippi umgaben die Ländereien von Neufrankreich das Gebiet der englischen Kolonien, der nachmaligen dreizehn Vereinigten Staaten. Hätte Frankreich seine Besitzungen behalten, so würden alle andern jetzt der Republik zugezählten Staaten, der Distrikt von Columbia und Michigan, das nordwestliche Missouri, Oregon und das Gebiet von Arkansas unter französischem Einfluß bevölkert worden sein. Mehr als zwei Drittheile von Nordamerika würden jetzt die Oberherrschaft Frankreichs anerkennen, seine überflüssige Bevölkerung fände dort eine weite Heimath, sein

Handel einen ungeheuern Markt, seine Seemacht unermessliche Hülfsmittel. Die englische und spanische Sprache herrschen über viele Millionen in Nordamerika; das Französische wird nur noch in einigen Dörfern von Louisiana und Kanada unter fremder Herrschaft gesprochen, gleichsam als die letzte Erinnerung an Frankreichs Unglücksfälle und die Irthümer unsrer Politik. Zugleich mit jenen Indianerstämmen, deren schwache Ueberbleibsel ich noch gesehen habe, sind auch die Franzosen von dem Boden Amerika's verschwunden!"

Lang und hartnäckig war der Kampf zwischen den Engländern und Franzosen. Mit unwissender Gleichgültigkeit trat Ludwig XIV. im Tractat von Utrecht 1713 Neuschottland ab, sammt den unererschöpflichen Fischereien von Neufundland und den beinahe unbekannten Regionen der Hudsonsbai. Selbst mitten im scheinbaren Frieden waren die beiden Nationen beständig im Streit. Französische Forts wurden zerstört und englische errichtet. Bisweilen erlitten die Engländer einen Nachtheil; aber im Ganzen neigte sich die Wagschale der Hülfsmittel und günstigen Aussichten mehr und mehr auf die Seite der Engländer.

Als der letzte Kampf um Kanada begann, zählte dieses Land nicht mehr als sechszigtausend Einwohner. Die dreizehn englischen Kolonien hatten bereits eine Bevölkerung von mehr als einer Million. Der Unterschied des Wohlstandes und der Hülfsmittel war noch viel größer.

Frankreich hatte sein verderbliches Feudalsystem in die neue Welt verpflanzt. Der Ackerbau senkte unter dem Drucke, welchen die Lehensherren auf ihre Dienstmannen ausübten; aller Handel und Verkehr litt unter den Monopolen von Gesellschaften und einzelnen Pächtern, welche ihre Privilegien durch Bestechung von den Günstlingen und Maitressen in Versailles erlangt hatten, und sich nun durch Betrug und Erpressungen von den unglücklichen Kolonisten zu bereichern suchten. Alles wurde von

Oben her befohlen; selbst in örtlichen Angelegenheiten hatten die Einwohner nichts zu sagen. Wie sehr jede Entwicklung von Aufklärung in Kanada darniedergehalten wurde, mag man daraus ersehen, daß auch nicht Eine Druckerpresse in Kanada geduldet wurde, so lange die Provinz unter französischer Herrschaft stand.

Die englischen Kolonien hingegen wurden eben dadurch gehoben, daß das Mutterland ihnen die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten ganz überließ. Die Einwohner, größtentheils von Vätern abstammend, die um der Religion willen ausgewandert waren, zeichneten sich durch gute Erziehung, Fleiß und Thatkraft im Handel wie im Feldbau vortheilhaft aus. Und wenn sie auch militärisch nicht so gut organisiert waren, als die Kolonisten von Kanada, so übertrafen sie doch dieselben weit an Stärke und Entschlossenheit.

Man verschwieg es sich in Kanada nicht, als der siebenjährige Krieg auch in Amerika losbrach, daß es sich nun um den Entscheid zwischen der englischen oder französischen Herrschaft in Nordamerika handle. Ernstliche Vorstellungen wurden in Versailles gemacht; es wurde bewiesen, daß die Kolonie ihrem Ruin entgegengehe, wenn man sie nicht auf's kräftigste unterstütze. Es half aber nichts. Nur in einer Hinsicht that der französische Hof seine Pflicht: er erwählte den rechten Mann, indem er neben dem Generalgouverneur, dem Marquis de Vaudreuil, den fähigen und thatkräftigen General Montcalm zu der verhängnißvollen Stelle eines Oberbefehlshabers der französischen Truppen in Kanada bestimmte.

Montcalm brachte mit sich nach Amerika fünf Regimente von Veteranen, die zum Theil bereits unter ihm gedient hatten, die jedenfalls auf's beste ausgerüstet und von einem guten Geist beseelt waren. Er langte zu Ende Juli 1756 in Quebec an und blieb daselbst nur wenige Tage, um seine Truppen zu

erfrischen und sich selbst mit dem Stand der Dinge in Kanada und den muthmaßlichen Plänen des Feindes bekannt zu machen.

Die Engländer hielten damals das Fort Oswego am Mississippi mit 1400 Mann besetzt, und zu Albany am Fluß Hudson standen mehr als 10000 Engländer und Nordamerikaner unter Lord Loudon und General Abercromby. Von dort aus konnten die Engländer nach Belieben nach Oswego oder an den Champlainsee Hülfe bringen. Ein anderes Korps stand unter General Winslow in der Nähe dieses Sees und bedrohte die Forts Crownpoint und Ticonderoga, welche die Franzosen an seinen Ufern inne hatten. General Montcalm beschloß, der englischen Armee bei Oswego einen Schlag beizubringen, ehe Lord Loudon ihr zu Hülfe kommen könnte. Zuerst aber machte er schnell eine Reise nach Ticonderoga, verbesserte die Vertheidigungsmittel des Forts, und setzte es so viel als möglich in den Stand, einen Angriff auszuhalten, während er die französische Hauptmacht auf Oswego verwendete. Nun sammelte er schnell in Montreal die mitgebrachten Veteranen und eine beträchtliche Anzahl von kanadischen Milizen. Mit diesen marschirte er auf die nordöstliche Spitze des Sees Ontario, und hielt den 5. Aug. bei Frontenai Heerschau über seine Truppen und eine bedeutende Macht von indianischen Kriegern.

Die Mitwirkung der Eingebornen wurde in den Kämpfen der Engländer und Franzosen von beiden Parteien gleich ernstlich nachgesucht. Bei einem Zusammentreffen mit regelmäßigen Truppen im offenen Feld waren zwar diese Krieger unnütz, und es war unmöglich, sie zu discipliniren oder auch nur ihre wilde und treulose Grausamkeit zu zähmen. Sie waren aber furchtbare Kämpfer bei den unregelmäßigen Scharmützeln in Wüsten und Urwäldern, welche einen wesentlichen Theil des Krieges ausmachten. Die Franzosen übertrafen die Engländer weit in der Kunst, sich bei den Rothhäuten beliebt zu machen, und Mont-

calm insonderheit erlangte bald ein großes Ansehen bei diesen Söhnen des Waldes. Sein äußeres Ansehen schien freilich mehr dazu gemacht, ihn bei den Pelzhändlern seiner eigenen Nation zu empfehlen, als bei den Chefs der Wilden. Der Beschreibung nach war er von kleiner Statur, rasch in der Unterhaltung und rastlos in der Beweglichkeit. Aber sein Muth, die Selbstverläugnung, mit welcher er die größten Mühseligkeiten und Entbehrungen ertrug, die muntere Bereitwilligkeit, mit welcher er sich im Nothfall allen Gefahren aussetzte, die List, mit welcher er seine Pläne vor dem Feind zu verbergen wußte, die wirksame Schnelligkeit, mit welcher er seine Schläge beibrachte, das Geschick, mit welchem er den Gegenschlägen auszuweichen wußte, flößte seinen wilden Bundesgenossen eine hohe Achtung vor ihm ein, und kein anderer europäischer General konnte so auf ihre Unterstützung rechnen wie er. Dieses war der Fall nicht allein in den ersten Jahren seines Glückes, sondern auch bei den Unfällen und Schwierigkeiten seiner spätern Laufbahn.

Den 9. August war Montcalms Vortrab nur noch anderthalb englische Meilen von den Engländern entfernt, ohne daß man in Oswego von seiner Annäherung das Geringste vernommen hatte. Den 12. berannte er eine Redoute, welche zu den äußern Festungswerken gehörte; den 13. wurde sie eingenommen, und am 14. Abends war bereits ein Theil der Mauern von Oswego selbst in den Grund geschossen. Der englische Kommandant und viele seiner Leute waren dem übermächtigen Feuer der Belagerer unterlegen, und der übrige Theil der Garnison ergab sich.

Zwei gefangene englische Regimenter, hundertundzwanzig Kanonen, sechs Kriegsschiffe, eine ganze Flottille von Barken, die nahe beim Fort im Mississippi lagen, drei Kisten mit Gold und eine unermessliche Menge Proviant und Munition waren

die Frucht dieser Unternehmung. Die Indianer hatten die Befestigung von Oswego immer mit neidischen Augen betrachtet, und mit Rücksicht auf ihre Freundschaft machte der General das Fort dem Boden gleich, so gern er sonst eine französische Besatzung darein gelegt hätte.

Dieser glänzende Erfolg erhob bereits den militärischen Ruf Frankreichs in der neuen Welt. Aber das folgende Jahr wurde durch eine eben so glorreiche That ausgezeichnet. Lord Loudon beschloß, die Belagerung des französischen Forts Louisburg zur großen Operation des Jahres 1757 zu machen. Montcalm wartete mit Ungeduld ab, bis die britische Hauptmacht sich zur Ausführung dieser entlegenen Unternehmung aufgemacht hatte, um indessen den vorgerückten Posten der Engländer am Georgesee einen ähnlichen Schlag beizubringen, wie letztes Jahr am See Ontario. Oberst Monro hielt das Fort William Henry mit 2000, und General Webb das nähere Fort Edward mit 4000 Mann besetzt. Montcalm beschloß, das Fort William Henry zu überrumpeln. Es war gerade in Kanada eine Zeit des Mangels; weit reichte sein Vorrath nicht. Die Armee mußte entweder ihren Zweck schnell erreichen, oder wieder auseinandergehen. Plötzlich raffte er die Krieger von 33 Indianerstämmen zusammen, marschirte mit ihnen und seinen französischen Veteranen, mit Vorrath und Belagerungsgeschütz versehen, aus Ticonderoga nach Süden, und schoß mit der größten Schnelligkeit auf seine Beute los. „Bei solchen Expeditionen,“ sagte der General zu seinen Offizieren, „sind eine Decke und eine Bärenhaut des Kriegers Bett. Macht's wie ich, gebt euch willig und munter zu Entbehrungen her. Wenn wir's so gut haben wie die Soldaten, so ist das für uns genug.“

Mit großem Eifer führten seine Truppen sammt den verbündeten Indianern eine kleine Flotte von Schaluppen und Kanoes über den Rücken des Landes zwischen dem Champlain-

und Georgesee. Es gelang ihnen auch, unbemerkt über den nördlichen Theil des letztern Sees zu schiffen, und so stellte Montcalm den 3. August seine ganze Macht von 8000 Mann bei dem Fort William Henry auf.

Den 6. waren die Laufgräben eröffnet und die Batterien aufgestellt. Monro und seine Garnison widerstanden zwei Tage tapfer; aber es ging ihnen die Munition aus. General Webb wagte es nicht, ihnen zu Hülfe zu kommen, und den 9. kapitulirten sie. Auch dieses Fort wurde dem Boden gleich gemacht. Die Nachricht von diesem Unfall erreichte den Lord Loudon in Cap Breton, und nöthigte ihn, seinen unwirksamen Angriff auf Louisburg aufzugeben, um Newyork zu vertheidigen. Viele begannen an dem Bestand der britischen Macht in Amerika zu zweifeln. Montcalms Kräfte waren aber unzureichend, um seinen Vortheil durch einen regelmäßigen Angriff auf die englischen Kolonien verfolgen zu können. Er mußte sich begnügen, überall auf den Gränzen Brand und Schrecken zu verbreiten. Von Neu-Hampshire und Massachusetts bis nach Karolina herunter, machten zahlreiche Bänden von kanadischen und andern Indianern unaufhörlich Einfälle in die englischen Niederlassungen.

Obgleich aber Montcalm bisher immer als Sieger da stand, täuschte er sich keineswegs über das Schwierige seiner Lage. Er wußte wohl, daß er mit seinen geringen Kräften einen so ungleichen Kampf in die Länge nicht würde aushalten können. Der unaufhörliche Krieg an der Gränze hinderte beinahe die ganze dienstfähige Bevölkerung von Kanada an der Bestellung der Felder; ein großer Mangel an Korn und andern Lebensmitteln war die unvermeidliche Folge von diesem Uebelstand. In einer Depesche vom Februar 1758 schreibt er an das französische Ministerium: „Mich schäudert, wenn ich an unsre geringen Vorräthe von Lebensmitteln denke. Die Hungersnoth ist jetzt schon groß. Trotz aller unsrer Siege bedarf Neu-

Frankreich des Friedens, oder es muß früher oder später fallen, so zahlreich sind die Engländer, so beträchtlich ihre Hilfsquellen, so groß für uns die Schwierigkeit, uns zu verproviantiren.“ Er drang auf's Nachdrücklichste darauf, daß ihm Verstärkung an Truppen, Artillerie und Munition zugesandt würde. Aber die gewissenlosen Rathgeber Ludwigs XV. kümmerten sich wenig um das Schicksal von Kanada, während der ältere Pitt die Vernichtung der französischen Macht in Nordamerika zu seinem Lieblingsgedanken machte, und die Schätze Englands mit der größten Freigebigkeit auf die Eroberung von Kanada verwendete.

Doch noch einmal gelang es Montcalms Genie, dieses Unglück zu verhindern; und der letzte Sieg, den er im Jahre 1758 davon trug, war von allen der glänzendste.

Drei Expeditionen wurden auf dieses Jahr von den Engländern vorbereitet. Louisburg sollte durch einen furchtbaren Angriff bestürmt werden, zu welchem die Zubereitungen in England gemacht wurden. 15000 Mann regelmäßiger Truppen und 8000 Mann amerikanischer Milizen versammelten sich in Philadelphia unter General Forbes, um das Fort Duquesne zu erobern und das Ohiothal von den Franzosen zu säubern. In Albany sammelte sich die größte europäische Armee, welche Amerika noch gesehen hatte. General Abercromby sollte Ticonderoga und Crownpoint einnehmen, und bei dem Champlainsee in Kanada einrücken. Montcalm wußte, daß der letzte Angriff der bedeutsamste sein werde, und beschloß, ihm in Person zu begegnen. Abercromby setzte seine Armee Anfangs Juli in Bewegung und warf auf das nordwestliche Ufer des Georgesees, südlich von Ticonderoga, ein Korps von 18000 Mann, von welchen 6000 Mann geborne Engländer waren. Montcalm hatte ihm nicht mehr als 3000 Franzosen und 500 Kanadier entgegenzustellen. Er nahm aber eine feste Stellung vor Ticonderoga ein, die er mit einer erdenen Brustwehr und einem dicken

Verbau von gefällten Bäumen befestigte. Abercromby machte keinen Versuch, diese Linie zu umgehen, sondern schickte die britische Infanterie vorwärts, um das Centrum der französischen Stellung zu stürmen. Wie oft ist eine solche Verschwendung von Tapferkeit, verbunden mit Verschmähung aller Regeln der Klugheit, Ursache geworden, daß das britische Blut wie Wasser vergossen wurde!

Dies war mehr als je der Fall vor Ticonderoga am 8. Juli 1758. Während die englischen Regimenter zwischen den gefällten Bäumen einen unbeholfenen Kampf führten, wurden sie von Montcalms Truppen, die hinter der erdenen Brustwehr ganz sicher standen, zu Hunderten niedergeschossen. Eine Stunde um die andere währte diese Scene der Schlächtere; der hartnäckige Muth der Engländer diente nur zur Vergrößerung des Blutbades. Zuletzt geriethen die Angriffskolonnen so in Verwirrung, daß sie selbst auf einander feuerten. Eine gränzenlose Unordnung folgte, und endlich floh Abercromby's Armee in völliger Auflösung, mit Zurücklassung von 1950 Getödteten und Verwundeten, während die kleine Macht der Franzosen nur 390 Mann eingebüßt hatte.

Für dieses Jahr war nun Kanada von Seite der Seen wieder gesichert. Aber auf den beiden andern Angriffspunkten waren die Engländer Sieger geworden; Louisburg und Fort Duquesne wurden erobert. Jedermann wußte, daß Pitt beschloffen hatte, im künftigen Jahr den Angriff auf Kanada mit noch größern Hülfsmitteln und unter der Leitung von geschicktern Generälen zu erneuern. Für Montcalm, der von seiner Regierung gänzlich verlassen war, blieb, wie er sich selbst aussprach, kein anderer Entschluß übrig, als sich unter den Ruinen der Kolonie begraben zu lassen.

Die großen Ereignisse des kanadischen Feldzugs von 1759, das Genie und der Ruhm des englischen Generals Wolfe sind

allzu bekannt, als daß wir sie ausführlich zu vermelden brauchten. Ist doch auch der Tod des siegenden Generals durch West's Gemälde und Woolletts Grabstichel gleichsam verewigt. Aber weniger geschildert und doch auch von den englischen Geschichtschreibern völlig anerkannt, ist die unermüdete Beharrlichkeit und die äußerst geschickte Tapferkeit, mit welcher Montcalm seinem übermächtigen Widersacher entgegentrat, um den Fall von Kanada noch manche Woche aufzuhalten.

Von den drei englischen Armeen, welche im Jahr 1759 die französische Kolonie angriffen, wurden zwei soweit im Schach gehalten, daß, obgleich sie einige Vortheile gewannen, es ihnen doch unmöglich wurde, Quebec zu erreichen und zur Einnahme der Stadt mitzuwirken. Und hätte die dritte Armee nur unter dem Befehl eines gewöhnlichen Generals gestanden, so würde auch sie durch die geschickte Taktik des französischen Generals so lange hingehalten worden sein, bis der herannahende Winter sie genöthigt hätte, sich von den unbestiegenen Wällen der kanadischen Hauptstadt zurückzuziehen. Noch am letzten Tag des Juli schlug Montcalm den Sturm der Engländer auf die Linien von Montmorency kräftig zurück. Aber nun änderte Wolfe seinen Plan; er schiffte sein Corps auf dem Porenzstrom ein, und landete am 12. September im Westen von Quebec, ohne daß die Franzosen es vermuthen oder verhindern konnten. Als es ihm nun gelungen war, von den Höhen oberhalb Quebec Besitz zu nehmen, blieb dem französischen Befehlshaber nichts mehr übrig, als eine letzte That der Verzweiflung.

Montcalm führte nun seine schwache Heereskraft mit eben so viel Ungestüm und Wuth zum Angriff gegen den Feind, als er vorher im Vertheidigungskrieg Klugheit und Vorsicht bewiesen hatte. Aber das Ergebniß des Zusammentreffens von Montcalms fünf schwachen Bataillonen mit Wolfe's Veteranen konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. War doch die französische Schaar

noch mit undisciplinirten Bauern vermischt. Der französische Oberbefehlshaber wurde bald anfangs von einer Flintenkugel getroffen; er fuhr aber fort die Kämpfenden anzufeuern und die Fliehenden zu sammeln, bis er, von einer zweiten Kugel tödtlich verwundet, zusammensank. Seine flüchtigen Truppen trugen ihn nach Quebek zurück. Der Feldscheer, der seine Wunden untersuchte, erklärte sogleich, daß er nicht mehr länger als zehn oder zwölf Stunden zu leben habe. „Desto besser,“ sagte Montcalm, „so werde ich doch die Uebergabe von Quebek nicht mehr erleben!“ Den Offizieren, welche ihn umgaben, ertheilte er noch den Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen. Als aber de Ramsay, der nächste Befehlshaber, noch weiter in's Einzelne über die Vertheidigung der Stadt eingehen wollte, so antwortete er: „Ich empfehle die Ehre Frankreichs Ihren Händen. Was mich betrifft, so bleibt mir sehr wenig Zeit zu leben übrig; diese muß ich Gott widmen.“ Sodann verbrachte er seine letzten Stunden in ernstem Gebet, und empfing von seinem Kaplan die Sterbesakramente der katholischen Kirche.

Den 14. Sept. 1759 früh starb General Montcalm, ein Held, welchen Frankreich unbedenklich zu seinem St. Ludwig und Ritter Bayard zählen kann.

Merkwürdig ist, daß auch General Wolfe tödtlich verwundet aus dem Treffen gebracht werden mußte. Er war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Aengstlichkeit erkundigte er sich darnach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Franzosen gänzlich geschlagen seien und von allen Seiten wichen, sagte er: „Nun bin ich zufrieden!“ Wenige Augenblicke nachher verschied er.

Die Franzosen versäumten nach der Schlacht, den Rath des sterbenden Montcalm zu befolgen. Statt sich zu verstärken, zogen sie sich weit zurück und überließen die Stadt Quebek ihrem

Schicksal. Diese, durch das Feuer der englischen Schiffe geängstigt, ergab sich vier Tage hernach auf ehrenvolle Bedingungen. Die Engländer eroberten später ganz Kanada, was ihnen auch im Pariser Frieden geblieben ist.

Obgleich längst von der Hoffnungslosigkeit des Kampfes in Kanada überzeugt, hatte Montcalm einen Trost in dem Gedanken gefunden, daß die Eroberung von Kanada England selbst zuletzt mehr schaden werde, als Frankreich. Er sah voraus, daß sobald die englischen Kolonisten des Schutzes des Mutterlandes gegen Frankreich nicht mehr bedurften, sie darauf bedacht sein würden, sich von dessen Vormundschaft ganz frei zu machen. Dieses sagte er wenige Tage vor seinem Tode auf das Bestimmteste voraus. Und so wie die Weissagung des sterbenden Hektors, so wurde auch die des sterbenden Vertheidigers von Kanada bald erfüllt. Zweiundzwanzig Jahre nach Wolfe's Sieg über die Franzosen wurde Yorktown von Lord Cornwallis den Amerikanern übergeben.



XXXIV.

Krieg und Frieden unter den Thieren.

1. Die Boaschlange und das Krokodil.

Ein Reisender auf der Insel Java erzählt Folgendes: Ich stand eines Tages mit einigen Freunden an einem kleinen See, der von den Gebirgsbächen sein Wasser erhält. Dieser See war klar wie ein Krystall, und man konnte bis auf den Boden hinab sehen, was darin vorging.

Ein gewaltiger Baum streckte seine Aeste über die Fluth, und in dessen dichtem, immergrünem Laub lag eine ungeheure Boa, die in behaglichen Windungen zusammengerollt ihr Morgenschläfchen hielt. Ueber ihr befand sich ein mächtiger Affe, vom Geschlecht der Paviane, die immer etwas Falsches und Schielendes an sich haben und gern ein Unglück anstellen. Dieser Affe sah von seinem Standpunkt aus ein Krokodil im Wasser aufsteigen, gerade unterhalb des Orts, wo die Schlange lag. Ehe man sich's versah, sprang er plump auf die Schlange, welche also geradezu in den Rachen des Krokodils fiel, während er selbst sich glücklich wieder auf einen Ast rettete.

Unmittelbar darauf begann nun im Wasser eine wahre Königschlacht. Die Schlange, in der Mitte von dem Krokodil angepakt, machte durch ihre gewaltigen Windungen das Wasser weit auf sprühen. Sie wickelte sich rund um den Leib ihres Gegners,

und lähmte seine beiden Hinterfüße. Beine und Schuppen trachten zusammen über ihren furchtbaren Anstrengungen. Bald war das Wasser mit dem Blut der kämpfenden Thiere gefärbt; aber keines von beiden war zum Nachgeben geneigt. Sie wälzten sich miteinander über und über und keines schien über das andere einen Vortheil zu erringen. Der Affe nur schien über das angestellte Unheil eine wahre Schadenfreude zu empfinden. Er sprang von einem Zweig auf den andern, kam mehrere Male ganz nahe zu dem Kampfplatz, schüttelte die Nester des Baums, erhob ein Zetergeschrei und machte sich wieder auf die Seite.

Nach zehn Minuten wurde Alles still. Die Schlingen der Schlange fingen an sich zu lösen; und obgleich der Rücken noch zitterte, hing doch der Kopf leblos ins Wasser hinunter. Allein auch das Krokodil war still; und obgleich nur ein Theil seines Körpers sichtbar war, konnte man doch merken, daß es ebenfalls todt sei.

Jetzt schwang sich der Affe auf die untern Nester und belustigte sich zehn Minuten damit, allerhand Gesichter gegen die todtten Niesenkörper zu schneiden. Einer von meinen Freunden, welcher in der Nähe stand, nahm einen Stein und schleuderte ihn auf das schadensfrohe Thier. Dieses war auf solche Züchtigung gar nicht gefaßt, und weil es am Kopf getroffen wurde, fiel es auf das Krokodil. Doch bedurfte es nur weniger Sprünge, so war der Affe wieder am Ufer, machte sich schnell davon und verschwand in dem Dickicht der Bäume.

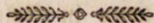
2. Der Hund und die Hühner.

Die folgende Geschichte rührt von einem Bewohner von Massachusetts her.

Wir haben einen schönen Kettenhund, der an allen häus-

lichen Angelegenheiten großen Antheil nimmt, und namentlich zu denken scheint, daß das Federvieh unter seinen besondern Schutz gestellt sei. Wehe den Ratten, Wiesel, Katzen oder Mardern, welche dem Hühnerhof zu nahe kommen!

An einem Sommermorgen war ich in meinem Zimmer und hörte, daß eine ungewöhnliche Unruhe unter dem Geflügel stattfinde. Ich sah hinaus und bemerkte eine schöne sprenglichte Henne, die einmal um's andere in großer Angst von einem großen irdenen Krug weg zu dem schlafenden Hund und wieder zurück lief. Es war eben eines ihrer Küchlein, das erst wenige Tage alt war, in den Krug gefallen. Der Hund wachte endlich auf, sprang zu dem Krug und schien sich einen Augenblick zu besinnen, wie da zu helfen sei. Dann steckte er seine Nase tief in den Krug; und da es ihm nicht gelang, das Küchlein heraus zu holen, stieß er mit seiner Tazze an den Rand des Kruges, und warf ihn um. Nun lief das Küchlein alsobald zu der Brut, zur großen Freude der Henne. Der Hund leckte bedächtlich seine naßgewordenen Pfoten ab, und kehrte ruhig zu seinem Schlafplatz zurück.



XXXV.

Kopernikus letzte Tage.

Nikolaus Kopernikus wurde im Jahr 1473 zu Thorn an der Weichsel geboren. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland. Er studirte in Krakau und wurde Doktor der Medizin. Wiewohl er auch als Arzt sehr thätig gewesen ist, zeigte er doch schon frühe eine entschiedene Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften und besonders für die Astronomie. Er galt daher schon im 23. Jahre für einen geschickten Himmelsbeobachter und war auch als solcher bereits als Lehrer in seinem Vaterlande thätig.

Bald hernach aber ging er nach Italien, wo nach Umsturz des Byzantinischen Kaiserthums, durch die Vertreibung vieler Gelehrten aus Griechenland, die Künste und Wissenschaften aufzublühen anfangen. Er hörte in Bologna die astronomischen Vorlesungen des Dominikus Maria an und wohnte seinen Beobachtungen bei. Seit 1500 lehrte er in Rom die Mathematik mit solchem Beifall, daß man ihn damals schon den größten Astronomen seiner Zeit an die Seite stellte.

Von Rom kehrte er in sein Vaterland zurück, und sein Onkel verlieh ihm eine Chorherrenstelle am Dom zu Frauenburg. Im Jahr 1521 sandte ihn das Kapitel nach Graudenz auf den Landtag, der sich ganz besonders damit beschäftigte, die Verwirrung im Münzwesen der polnischen Städte zu beseitigen.

Kopernikus machte zu dem Ende treffliche Vorschläge, die er auch in einer Druckschrift vertheidigte. Aber nach langem Streit wurde endlich seine ganze Arbeit zu den Akten gelegt.

Nun richtete Kopernikus seine Kraft und seinen Scharffinn auf einen der erhabensten Gegenstände der Natur. Er zweifelte nämlich daran, daß die Bewegung der Himmelskörper so verworren und verwickelt sein könne, wie das ptolomäische Lehrgebäude sie angibt, welches die stillstehende Erde zum Mittelpunkt des Ganzen macht, da doch die Natur überall einfachern Gesetzen folge. Er fand in den Schriften der Alten, daß schon einige Pythagoräer sich gedacht hatten, daß wohl die Erde sich um die Sonne bewegen könnte. Seine eigenen Beobachtungen bestätigten ihm diese Ansicht und es wurde ihm klar, daß sich alle himmlischen Bewegungen sehr einfach erklären lassen, wenn man sich die Sonne als Mittelpunkt des Planetensystems denke, und daß namentlich das scheinbare Stillstehen und Rückwärtsgehen der Planeten sich aus dieser Theorie sehr einfach erklären lasse. So steht Kopernikus in Beziehung auf die astronomischen Wissenschaften da als der Grenzstein einer neuern Zeit.

Sein System entwickelte er in einem dem Papst Paul III. zugeeigneten unsterblichen Werk: „Von den Revolutionen der Himmelskörper.“ Diese Schrift war schon um 1530 vollendet; aber erst in der letzten Zeit seines Lebens entschloß sich Kopernikus, auf wiederholte Einladung des Kardinals von Schönberg, Bischofs von Padua, die Herausgabe zu wagen, und da der Druck erst am 24. Mai 1543 vollendet wurde, so erlebte er die Freude nicht mehr, das Buch in den Händen der Welt zu wissen. Er war ein Märtyrer der Wissenschaft, wie so Viele, welche es gewagt haben, Theorien zu lehren, welche mit der allgemeinen Meinung ihres Zeitalters im Widerspruch standen. Folgende Nachricht von seinen letzten Lebenstagen wird man nicht ohne Theilnahme lesen können.

Es war eine stille, helle Nacht im Wintermonat des Jahres 1543. Die Sterne funkelten hell am Himmel. Alles schlief in der kleinen Stadt Wernika, einer Stiftspründe in Preussisch-Polen, mit Ausnahme eines siebenzigjährigen Greises, der in einem einsamen Stübchen oben auf einem Thurme seine gelehrte Wache hielt. In diesem fand sich nichts als ein Tisch, ein Stuhl, etliche Bücher und eine eiserne Lampe. Durch die Last der Jahre und Sorgen war seine Gestalt darniebergedrückt, und seine Stirne war durch sorgliche Gedanken in Furchen gelegt; aber sein glänzendes Auge verrieth das Feuer seines Genies und eine edle Haltung zeugte von Ruhe, Wohlwollen und Tief-sinn. Es war Kopernikus.

In beschränkten Umständen, unter Spott und Verfolgung nur von seinem eigenen bescheidenen Genie getragen, mit keinem andern Instrument als einem hölzernen Sextant versehen, hatte er der Erde die Geheimnisse des Himmels enthüllt. Eben sollte sein Werk über die Himmelskörper an's Licht treten. Er hatte von seinem Schüler Rhätius in Nürnberg die letzten Probebogen seines Buchs erhalten. Ehe er diese Bogen dorthin zurückschickte, wollte er noch einmal die Ergebnisse seiner Forschungen prüfen. Der Himmel schien ihm jetzt dazu besonders günstig zu sein; darum verbrachte er die ganze Nacht in seinem Observatorium.

Als die Sterne gegen Osten hin zu erbleichen begannen, nahm er sein Instrument, welches er mit eigener Hand verfertigt hatte, und richtete es allmählig nach den vier Himmelsgegenden. Kein Schatten eines Zweifels blieb übrig, und übernommen von der Ueberzeugung, daß er in der That einen fünftausendjährigen Irrthum widerlegt hatte, kniete er Angesichts des gestirnten Himmels nieder, faltete seine Hände und dankte seinem Schöpfer demüthig, daß er ihm die Augen geöffnet habe, um aus seinen Wunderwerken die Wahrheit heraus zu lesen.

Hierauf setzte er sich wieder an seinen Tisch und schrieb

auf das Titelblatt des Buchs: „Siehe hier das Werk des größten und geschicktesten Baumeisters, das Werk Gottes selbst.“ Und nun, nachdem sein Gemüth sich gesammelt hatte, schrieb er die Zueignung: „An den allerheiligsten Vater, Papst Paul III. „Ich widme mein Werk Eurer Heiligkeit, damit alle Welt, die „Gelehrten wie die Ungelehrten, erkennen mögen, daß ich der „Prüfung und dem Urtheil meiner Obern nicht auszuweichen „begehere. Ihr Ansehen und Ihre Liebe zu den Wissenschaften „und zu der Mathematik insonderheit wird mir zum Schild wider „die Gottlosigkeit und böswillige Verleumdung dienen, unge- „achtet des Sprüchworts, daß wider die Zunge der Verleum- „dung kein Mittel sichern kann.“

Schon fing das Licht seiner Lampe an vor der Morgenröthe zu erbleichen. Copernikus legte sein Vorderhaupt auf die gefalteten Hände und sank in einen friedlichen Schlummer. Der alte Mann bedurfte in der That der Ruhe.

Aber lange sollte sie nicht währen. Ein alter Diener stieg mit langsamen und schweren Schritten die Treppe des Thurms herauf. „Herr“, sagte er, indem er sanft die Schulter des schlafenden Astronomen berührte, „der Bote, welcher gestern von Rhätius gekommen ist, wartet auf Euere Probeblätter und Briefe.“

Copernikus erhob sich, schloß das Paket, versiegelte es und sank dann wieder auf seinen Stuhl zurück, als wie ermattet von der Anstrengung.

„Aber, das ist nicht Alles“, fuhr der Diener fort, „es sind wohl zehn arme kranke Leute unten im Hause, welche auf Euch warten; und überdieß begehrt man Euch in Frauenburg. Die dortige Wassermaschine ist in's Stocken gerathen, und etliche Arbeitsleute, welche dieselbe wieder in Gang bringen sollten, haben beinahe Hals und Bein gebrochen; denen solltet Ihr auch helfen.“

„Arme Leute!“ rief Kopernikus. „Laßt gleich mein Pferd satteln!“ Und so erwehrte sich der betagte Astronom des Schlags, welcher auf seine Augenlieder drückte und stieg von seinem Thurm in das Haus hinab.

Das Haus des Kopernikus war dem äußern Ansehen nach eines der geringsten von Wernika. Es bestand aus einem Laboratorium, in welchem er die Medicinen für die Armen bereitete; einem kleinen Studierzimmer, in welchem der geniale Mann, der in der Kunst wie in der Wissenschaft erfahren war, seine Erinnerungen von Rom und Bologna zeichnete, oder die Bildnisse seiner Freunde malte; ferner aus einem kleinen Empfangszimmer ebenes Fußes für alle die, welche sich wegen Medizin oder wegen Geld und Nahrung an ihn wendeten. Ueber der Thüre war eine ovale Oeffnung angebracht, durch welche ein Strahl der Mittagssonne, wenn er auf den bezeichneten Meridian fiel, die Mittagszeit bezeichnete. Die einzige Zierde des Zimmers waren etliche Sprüche, die Kopernikus selbst über das Ramin geschrieben hatte.

In diesem Zimmer besorgte er nun zuerst die zehn wartenden Patienten; dann nahm er schnell einen Schluck Milch und war im Begriff nach Frauenburg aufzubrechen, als ein Reiter zu der Thüre heransprengte und ihm einen Brief einhändigte. Er zitterte, als er die Hand seines Freundes Gysius, des Bischofs von Kulm, erkannte.

„Gott erbarme sich unser“, schrieb sein Freund, „und wende den Schlag ab, der dich bedroht. Deine Feinde und Nebenbuhler, sowohl die welche dich der Narrheit beschuldigen als die welche dich als Keger behandeln, haben es dahin gebracht, daß das Volk in Nürnberg gegen dich im Harnisch ist. Man verflucht deinen Namen auf den Straßen; die Priester thun dich von ihren Kanzeln in den Bann; die Universität hat auf die Nachricht, daß dein Buch erscheinen soll, den Entschluß gefaßt,

die Presse zu zertrümmern und das Buch zu vernichten, welchem du dein Leben gewidmet hast. Komm und beschwöre den Sturm, aber bald, sonst ist es zu spät."

Ghe Kopernikus zu Ende gelesen hatte, fiel er sprachlos in die Arme seines treuen Dieners, und es brauchte einige Zeit, bis er sich erholt hatte. Als er wieder aufsaß, fragte ihn der Reiter, welcher den Auftrag hatte, ihn nach Nürnberg zu begleiten: wie bald er abzureisen gedenke?

"Ich werde sogleich abreisen", erwiderte der Greis mit gelassenem Ton; "aber nicht nach Nürnberg oder Kulm; die verwundeten Arbeiter in Frauenburg erwarten mich; sie könnten vielleicht das Leben einbüßen, wenn ich ihnen nicht gleich zu Hülfe eile. Meine Feinde können vielleicht mein Werk zerstören, aber sie können die Sterne nicht in ihrem Laufe aufhalten."

Eine Stunde später war Kopernikus in Frauenburg. Seine erste Sorgfalt war den unglücklichen Leuten gewidmet, welche bei der Arbeit in den Schleusen beschädigt worden waren. Er richtete zerbrochene Arme und Beine ein, verband die Leidenden, und versprach, nächstens wieder zu kommen. Die Maschine war bald in Ordnung, und das Wasser floss wieder reichlich in die Stadt. Aber ihn sollte nun ein Schlag treffen, der bestimmt war, ihn völlig zu Boden zu drücken.

Als er durch die Stadt ging, um nach Hause zurückzukehren, bemerkte er eine Gesellschaft herumziehender Schauspieler, die auf einer öffentlich aufgeschlagenen Bühne in voller Thätigkeit waren. Das Theater stellte eine Sternwarte vor, auf der sich allerhand lächerliche Instrumente befanden. In der Mitte stand ein alter Mann mit langen Eselsohren, in welchem Kopernikus ohne Mühe sein Nachbild erkannte. Hinter dieser Figur war eine andere, die mit ihren Klauen und Hörnern den Satan vorstellte. Dieser zog mit zwei Stricken, die an den Ohren be-

festigt waren, den vordern Mann nach Belieben umher und er mußte machen was er wollte. Er hieß ihn eine Bibel verbrennen, ein Kreuzifix mit Füßen treten, als Quacksalber Medicinen verkaufen u. s. w. Endlich zog er ihn in einer Rauchwolke, die nach Schwefel roch, zu den höllischen Regionen hinab.

Als Kopernikus so die Arbeit seines ganzen Lebens vor dem Pöbel verlacht und als Gottlosigkeit gebrandmarkt sah, wurde er davon ganz übernommen. Er hoffte zuerst, die Frauenburger, deren Wohlfahrt er so manches Jahr seines Lebens gewidmet hatte, werden die Aufführung dieser Scene nicht dulden. Aber das spöttische Spiel wurde von der Menge mit lautem Gelächter bewillkommt. Erst als Kopernikus zu Boden sank, erkannte man ihn und hatte Mitleiden mit seinem erschöpften Zustand. Er hatte nur noch Kraft genug, eine Sänfte zu besteigen, in welcher er todeschwach nach Wernika zurückgebracht wurde.

Den Tag nach diesem Besuch in Frauenburg bestätigte ein Brief von Rhätius die düstern Ahnungen des Bischofs von Kulm. Dreimal hatten die Studenten der Universität einen Versuch gemacht, die Druckerei anzufallen, aus welcher die Wahrheit hervorgehen sollte.

"Heute Morgen noch," schrieb sein Freund, "hat eine Anzahl Bösewichter Feuer in die Druckerei einlegen wollen. Ich habe alle unsre Freunde in derselben versammelt; wir verlassen Tag und Nacht unsern Posten nicht, und überwachen auch die Arbeiter. Die Drucker fahren fort, mit den Pistolen in der Hand. Wenn wir noch zwei Tage Stand halten können, so ist das Buch fertig; und wenn wir nur zehn Exemplare abziehen können, so ist das Werk gelungen."

Am dritten Tag brachte ein anderer Bote wieder eine schlimme Nachricht. "Ein Setzer," hieß es, "den unsre Feinde gewonnen haben, hat ihnen das Manuscript deines Buchs aus

geliefert, und es ist auf dem öffentlichen Markt verbrannt worden. Zum Glück war der Satz fertig, und wir sind nun damit beschäftigt, ihn zu drucken. Wenn nur kein eigentlicher Tumult entsteht!“

So standen die Sachen, als Kopernikus bereits in den Armen des Todes lag. Wieder kam ein Bote hergesprengt, der eilte in das Haus des sterbenden Astronomen mit einem Buch, dessen Blätter noch naß waren. Es war Kopernikus Meisterwerk, wahrscheinlich jedoch noch ohne Titel und Dedicatation.

Der letzte Lebensfunke schien wieder aufzuflackern, als der große Mann das Buch ansichtig wurde. Er richtete sich im Bett auf, erfaßte es mit schwacher Hand und durchlief es mit seinem matten, sterbenden Auge. Ein Lächeln leuchtete aus seinem Gesicht. Er ließ die Schrift auf's Bett fallen, faltete seine Hände und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so floh sein Geist von der Erde zu Gott, der ihn gegeben hatte.

Es war am Morgen des 23. Mai 1543, fünf Tage nach jener letzten beschwerlichen Reise.

